

Fulbert Steffensky

Kleine Herde - großer Verein

Ich erinnere an eine wundervolle Geschichte aus dem 1. Buch der Chronik (21). Der Satan reizte David dazu, Israel zählen zu lassen. David sprach zu Joab und zu den Obersten des Volkes: „Geht hin, zählt Israel von Beerscheba bis Dan und bringt mir Kunde, damit ich weiß, wie viel ihrer sind!“ So wurde gezählt. Es waren von ganz Israel 11 mal hunderttausend Krieger und von Juda vierhundertsebenzigtausend Mann, die das Schwert trugen. (Man sieht: Auch damals schon hat man Statistiken gefälscht!) Die Zählerei missfiel Gott, denn David setzte auf die Zahl statt auf die Kraft Gottes. Gott schlägt Israel. Eine Pest kommt über Israel, und es sterben 70.000 Menschen. Meistens wird ja das Volk geschlagen, wenn die Könige sündigen. David bekehrt sich, wie immer etwas spät: „Ich habe schwer gesündigt, dass ich das getan habe.“ Wer fasziniert ist von Zahlen, vertraut Gott nicht. David darf den Tempel nicht bauen, den er so herrlich geplant hat. Er hat zu viel gezählt, zu viel Blut vergossen und sich zu viel auf Schwerter und Eigenstärken gesetzt. Wachsen ist zunächst ein geistlicher Begriff, er bedeutet nicht einfach Größer- und Mehrwerden. Vielleicht müssen wir in schmerzlicher Heiterkeit einsehen und zugeben, dass wir Kirche im Exil sind. Die Ehre und das Recht Gottes sollen wachsen; das Reich Gottes soll wachsen, und das heißt nicht einfach, dass die Kirche wachsen soll. Es gibt die ekklesiologische Verblendung, in der wir heimlich und unbewusst die real existierende Kirche und Reich Gottes in eins setzen. Es genügt, wenn Rom dies tut, wir müssen es nicht nachmachen.

War die Kirche je groß? War unsere abendländische Gesellschaft je so christlich, wie wir vermuten? Liegt ein Teil unserer Depression nicht in der falschen Annahme, es hätte einmal eine Zeit gegeben, in der der Geist Christi eine selbstverständliche Stätte in unserer Gesellschaft gehabt hätte, heute aber sei jener Geist verjagt und aufgegeben. Ja, religiös war diese alte Welt. Man sieht es an ihren großen Kirchen, die man gebaut hat. Man sieht es an der Ähnlichkeit kirchlicher und gesellschaftlicher Strukturen; an der Ähnlichkeit der Rechtsstrukturen und der Gehaltsstrukturen; man sieht es an der gleichen Hochachtung, die kirchliche und gesellschaftliche Würdenträger fanden. Man sieht es daran, wie religiöse Ideale auf verdächtige Weise gesellschaftlichen Idealen entsprachen. Die Kirche dominierte viele Institutionen der Gesellschaft. Die Gesellschaft und der Staat machten sich die Kirche dienstbar. Ich denke an den Beitrag der Kirchen zur Kriegslüsterheit der Gesellschaft, zur Feindschaft gegen alles Fremde, zum Nationalismus und zum Judenhass. Vielleicht ertragen wir die Mühen des Weges, der vor uns liegt, leichter, wenn wir wahrnehmen, dass die alten Häuser den Geist Christi viel weniger geborgen haben, als wir annehmen. Was hat die stählerne Pracht des Petersdoms in Rom und die berühmte Kaufmannskirche in Hamburg mit dem Geist Christi zu tun? Was hat das so genannte christliche Abendland mit der merkwürdigen Mischung aus Geist und Verrat, aus Frömmigkeit und Machtgelüsten mit dem armen Mann Gottes aus Nazareth zu tun? Nein, jenes Abendland war weniger christlich, als wir ihm unterstellen. Darum ist es ein Glück und der Anfang einer neuen Freiheit, dass wir nie mehr Kirchen bauen können, wie wir sie gebaut haben; dass wir von den Mächtigen des Landes nie mehr hochgeachtet werden, wie wir geachtet wurden, und dass die Kirchen ihre alte Selbstverständlichkeit verloren haben. Jede Träne, die man jener Welt nachweint, jedes Schielen zurück ist Verrat am Erbe, das noch vor uns liegt. Die Kirche ist kleiner geworden, und die Kirche ist schöner geworden. Noch nie war ihre Aufmerksamkeit auf den Frieden und die gerechte Verteilung der Güter größer als heute. Noch ist sie nicht frei genug von gesellschaftlichen Diktaten, aber sie war noch nie so frei, wie sie heute ist. Jeder Auszug bedeutet Schmerz

und Verlust, besonders wenn man noch nicht weiß, wohin man kommt. Aber es gibt Verluste, die einen reicher machen, und es gibt Schmerzen, die Geburtsschmerzen sind. Wir wissen noch nicht, wie weit wir kommen mit den Aufbrüchen im Gehorsam des Glaubens. Warum sollten ausgerechnet wir bis ins „verheißene Land“ kommen? Je mehr Menschen überzeugt sind von jener anderen Stadt, „deren Baumeister Gott ist“ (Hbr. 11), und je faszinierter sie von ihrer Vision sind, um so ungerührter werden sie die Totenstädte verlassen. „Gott hat etwas Besseres für uns vorgesehen.“, heißt es in jenem Kapitel des Hebräerbriefes. Also können wir auf die eigene Mutlosigkeit spotten. Noch ist die Welt freundlich zu uns, gelegentlich zu freundlich!

Also was uns entmutigen könnte, ist die Annahme, es sei früher besser gewesen. Was uns betäuben könnte, ist die Selbsteinrede, die Kirche würde wachsen oder gar man könnte das Wachsen machen. Sie wird in absehbarer Zeit nicht wachsen, zumindest nicht in Europa, zumindest nicht an Zahl der Mitglieder. Sie wird kleiner werden. Die Kirche von morgen wird weniger staatsverbunden sein. Was aus den Feiertagen und Sonntagen wird, wissen wir nicht. Ob der Name Gottes in der europäischen Verfassung genannt wird, ist unwahrscheinlich. Ob der Staat so selbstverständlich die theologischen Fakultäten fördert und den Religionsunterricht in den Schulen, ist ungewiss. Das ist Chance einer neuen Freiheit der Kirche. Sie muss nicht mehr zwei Herren dienen, sie hat nur mehr einen. Die Kirche von morgen wird kleiner und ärmer sein. Sie wird die reichen Mittel für ihre Kirchbauten, Akademien und sozialen Einrichtungen nicht mehr haben. Das ist die Chance einer neuen Konzentration der Kirche. Sie wird neu lernen können und müssen, wer sie ist und was sie soll.

Es klingt mir selber jetzt zu sehr nach C-Dur. Auch der Abschied aus alten Gehäusen, die man verlassen muss, ist ein Schmerz. Es ist nicht leicht, sich von Größe und Bedeutung zu verabschieden, selbst wenn die Bedeutung problematisch war. Es ist nicht leicht, in einer Kirche, die für 1.000 gebaut ist, einen Gottesdienst für 17 zu halten. In den neuen Bundesländern wären die Pfarrer froh, wenn sie auf 17 kämen. Es ist nicht leicht, sich vom Reichtum und vom Ansehen zu verabschieden. Jetzt beim Abschied spüren wir erst, wie materiell reich wir waren. Unsere Verzweiflung wächst, wo wir weiter Großkirche spielen wollen, die wir nicht mehr sind. Unsere Depression wächst, wo wir uns auf Zählen verlegen; wo wir berauscht sind von Quantitäten und mutlos bei geringen Zahlen.

Unsere gegenwärtige Sünde ist die Mutlosigkeit. Wir werden mutlos, wenn wir sehen, dass die Gesellschaft als ganze unsere Lebenskonzeptionen immer weniger teilt; wenn der Religionsunterricht in den Schulen mit Skepsis betrachtet wird; wenn die Kirchen leerer werden und die Gottesdienste schlecht besucht sind; wenn die Menschen ihre Kinder immer weniger taufen lassen und wenn sie ihre Ehen nicht mehr in der Kirche schließen.

Wir werden mutlos, wenn wir sehen, dass wir als Christen in diesem Land nicht mehr die Einzigen sind und wenn die christliche Sprache nicht mehr der einzige Dialekt der Hoffnung ist. Es ist nicht leicht, nicht einzigartig zu sein. Es kränkt unseren Narzissmus, wenn wir sehen, dass neben den Kirchen plötzlich Moscheen stehen; dass es nicht nur christlichen, sondern auch islamischen und jüdischen Religionsunterricht geben soll. In den alten Zeiten kannte man nur sich selber, die eigene Sprache, die eigenen Bräuche und die eigene Religion. Nun aber ist der Glaube schwerer geworden, weil unsere Sprache umstritten ist und eine unter vielen geworden ist. Er ist schwerer und ernsthafter geworden.

Die Mutlosigkeit drückt sich oft aus als Selbstverbergung. Wir trauen uns mit den Schätzen, die wir haben nicht mehr an die Öffentlichkeit. Der Religionsunterricht verliert seine Eigentümlichkeit und wird oft zum psychohygienischen Stündlein, ebenso der Konfirmandenunterricht, die öffentliche Sprache der Kirche im Rundfunk. Ich erzähle gerne folgende Geschichte: Vor einiger Zeit war ich eingeladen, zum 8. Mai, zum Tag der Befreiung und des Kriegsen-

des in einem großen Behindertenwerk zu sprechen. Diese Institution hatte in der Nazizeit Schuld auf sich geladen und mit den Nazis kollaboriert. Nun wollten die Menschen, die dort arbeiteten, einen Bußveranstaltung machen, und sie schrieben mir: Es soll kein Gottesdienst werden, aber auch nicht eine gewöhnliche Veranstaltung. Ich solle sprechen, aber keine Predigt halten, es solle allerdings auch nicht ein gewöhnlicher Vortrag sein. Und dann hieß es im Brief: „Wir haben einen gebetsartigen Abschluss vorgesehen.“ Da waren also 4 Pfarrer, die sehr gerne einen Gottesdienst gemacht und in ihrer alten Sprache geklagt und bereut hätte. Aber sie trauen sich nicht, sie trauen ihrer Sprache und ihrer Tradition nicht. Und so wird alles artig, sogar das Gebet. Welches Misstrauen sich selber gegenüber, und wie können die Menschen diesen Pfarrern glauben, wenn sie so wenig an sich selber glauben!

Die Mutlosigkeit ist die große Gefahr der Seelen- und Schwerterzähler. Die zweite Gefahr ist die besinnungslose Werkelei. Damit meine ich, dass wir irgend etwas tun, dass die Marke Kirche im angenehmen Bewusstsein der Gesellschaft bleibt. In Lübeck haben sich vor einiger Zeit Pfarrer vom Kirchturm abgeseilt, um auf die Kirche aufmerksam zu machen. Nur schwer habe ich mir das Gebet versagt: Herr, lass die Stricke reißen! Ich sehe mir die Angebote der kirchlichen Bildungswerke an. Da gibt es wundervolle Sachen und eine höchst komische Selbstdarstellung der Kirche. Da gibt es die „Fortbildung in Provokativen Energietechniken“, den „Dialog mit den Steinen“, „Hormon Yoga für Frauen rund um die Wechseljahre“. „Wie lerne ich Selbstbewusstsein?“ heißt ein Seminar, ein anderes: „Selbstbewusst auftreten. Stärke zeigen. Schlagfertig kontern“, ein anderes: „Instinkternährung und Paddeln“. Es ist eine Aufgabe der Kirche zu heilen, wo sie Wunden sieht. Aber eine Kirche, die weiß, was sie will und tun muss, weiß auch, was sie nicht will und was sie lassen soll.

Die Gesellschaft braucht unsere Deutlichkeit und unsere Kenntlichkeit. Wir sollen zeigen, was wir lieben. Unsere Kinder brauchen Väter und Mütter, Pfarrerinnen, Lehrer, die zeigen, was sie lieben. Lehrer sein, heißt zeigen, was man liebt. Vater und Mutter sein, heißt nicht nur, die Kinder mit allen äußeren Dingen zu versorgen. Es heißt zeigen, welche Lebensoptionen man hat; worauf man hofft und woran man glaubt. Vielleicht werden unsere Kinder die Wege unseres Glaubens nicht gehen, aber sie haben dann gelernt, dass man überhaupt an etwas glauben und auf etwas hoffen kann. Sie haben gelernt, dass man nicht im blanken Zynismus verkommen muss.

Noch einmal: die Gesellschaft braucht die Deutlichkeit der Kirche. Wo gibt es eigentlich Institutionen und Gruppen mit Texten, auf die sie sich berufen? Wo gibt es Institutionen, in denen Geschichten vom Recht erzählt und Lieder von der Würde der Armen gesungen werden? Dass das Leben kostbar ist; dass einmal alle Tränen abgewischt werden sollen; dass die Tyrannen gestürzt werden sollen und dass das Recht wie Wasser fließen soll; dass wir zur Freiheit berufen sind, das sagt, das singt und spielt uns unsere Tradition in vielen Liedern und Bildern vor: Der Lahme soll seinen aufrechten Gang lernen, der Verstummete soll seine Lieder finden und der Blinde sein Augenlicht. Das Evangelium baut an unseren Träumen vom Gewissen und von der Gerechtigkeit. Träume, Gewissen und Lebensvisionen sind nicht selbstverständlich, und sie halten sich nicht durch das pure Argument. Sie liegen nicht einfach natürlich in uns, wir müssen sie lernen.

Die Gesellschaft braucht unseren Stolz und unsere Deutlichkeit. Man braucht uns nicht, wenn wir nur sagen, was alle sagen. Man braucht uns mit unseren Unsagbarkeiten: mit der Kunde davon, dass das Zerbrochene wieder aufgerichtet werden soll; dass den Blutsaugern das Handwerk gelegt werden soll und dass die Toten auferstehen werden. Ich hatte einen atheistischen Kollegen, den ich gerne in meine religionspädagogischen Seminare mitnahm. Die Studierenden sollten vor diesem Nicht-Christen begründen, welchen Sinn der Religionsunterricht in der Schule hat. Sie sagten: mit dem Religionsunterricht wollen wir einen Freiraum in der Schule. Das will

ich mit meinem Unterricht auch, sagte der Kollege. Wir wollen politisches Bewusstsein wecken, sagten sie. Er: ich ebenso! Wir wollen Sozialisationschäden aufarbeiten, sagten sie. Er: ich auch! Schließlich sagten die Studierenden: wir wollen eigentlich nichts anderes, als Sie wollen. Darauf er: Wozu brauche ich euch, wenn ihr nichts anderes wollt und nichts anderes habt als ich selber! Wozu braucht uns eine Gesellschaft, wenn wir unser Gesicht verloren haben und wenn wir uns darauf beschränken zu sagen, was gängig ist, und wenn wir die Fremdheit jener Sprache und Tradition unterschlagen. Vielleicht ist die Fremdheit das Kostbarste, was die Religion besitzt.

Stolz kann man nur sein, wenn wir uns selber von den Broten nähren, die für uns gebacken sind. Die Frage der Brauchbarkeit der Kirche für die Gesellschaft ist zugleich die Frage an die Spiritualität dieser Kirche. Es kann sein, dass es nicht überflüssig ist, dass die Kirche sich untersuchen, stylen und umorganisieren lässt von allen möglichen Institutionen und Organisationsgesellschaften. Sie ist in weltlichen Dingen ja auch immer sehr einfältig. Aber die eigentliche Hoffnung liegt nicht in ihrer neuen Organisation. Die Zukunft der Kirche entscheidet sich an ihrer Spiritualität. Weiß sie, was Gebet und Anbetung sind? Lesen die Christen ihre Bibel? Gehen die Pfarrer sogar in die Kirche, wenn sie nicht predigen müssen? Sagen die Christen, wer sie sind oder schämen sie sich ihres Glaubens?

Was ist eine missionarische Kirche?

Bei den Eröffnungsgottesdiensten auf dem Stuttgarter Kirchentag haben es die Männer den Frauen, die Jugendlichen den Alten, die Fremden den Einheimischen zugesungen: Ihr seid das Salz der Erde! Heiter hat man es sich zugesungen, so als ob man sich da nicht gegenseitig eine große Last auf den Buckel sänge: Seid das Salz der Erde! Welche Forderung und welcher Anspruch an sich selber, Salz der Erde zu sein; nicht also ein bisschen Salz in einer kleinen Suppe, nein, Salz der Erde.

Man möchte ja in der Welt, in der man lebt, gerne Schwarzbrot sein, das Leute ernährt und mit dem sie einen Tag ihres Lebens besser überstehen. Man möchte gerne ein Glas Wein sein, das den Durst der Menschen stillt und das sie erheitert. Aber Salz der Erde?

Was aber, wenn es keine Sprache mehr gäbe, die aufs Ganze geht? Was, wenn man in seniler Ausgewogenheit nur noch sagte, was man als die durch Erfahrungen belegte Weisheit sagen kann? Was, wenn man nur noch sagen kann, dass die tanzen können, die zwei Beine haben, aber nicht mehr sagt, dass die Lahmen springen werden wie ein Hirsch? Die Bescheidenheit in der Sprache wird bald auch zur Bescheidenheit in der Lebensvision und den Lebenshoffnungen. Das Christentum ist mir nicht nur nahe durch seine Inhalte, sondern auch durch die Unbescheidenheit seiner Versprechungen und seiner Ansprüche. In dieser unverschämten Sprache sagt es: Die Toten werden leben, die Tyrannen werden gestürzt! Es nennt den Namen Gottes und sieht sich eingewickelt in die Geschichte und das Schicksal Christi. Es erhebt den Anspruch: Ihr seid die Stadt auf dem Berge, ihr seid das Salz der Welt! Vielleicht kann man leichter mit diesen Sätzen umgehen, wenn man weiß, dass sie uns nicht nur als einzelne meinen, sondern als Kirche. Die Kirche ist mehr als die Kraft und die Vision der vielen einzelnen. Man muss, um nicht an sich selber zu verzweifeln, die Kirche denken und an sie glauben. Es ist ein merkwürdiger Satz im Glaubensbekenntnis: Ich glaube an die heilige christliche Kirche. Mögen wir als einzelne immer überfordert sein von den radikalen Ansprüchen des Evangeliums. Das Volk Gottes als ganzes, die Kirche, muss sich ihnen stellen. Was also heißt dieser der Kirche gesagte Satz: Ihr seid das Salz der Erde? Was soll dieses Salz den

Menschen bedeuten? Das Salz bewahrt ihre Lebensmittel vor dem Verderben, es macht ihre Speisen schmackhaft, es düngt ihre Äcker.

Ich denke an die Kirche, die Salz ist und die wie Kalisalz die Äcker des Lebens düngen soll. Was würde aus einem Acker, der keine Dünger bekommt? Was wird aus einer Welt, die sich selbst überlassen bleibt? Denken wir uns einen Augenblick die Kirche weg von der Welt, denken wir uns nur den letzten Kirchentag weg! Es war ein Kirchentag mit einer Art schmutzigen Spiritualität. Es wurde nicht nur über die Seele und ihr Heil gesprochen. Menschen erschöpften sich nicht in den Tiefen der eigenen Frömmigkeit. Es war vom Frieden die Rede, von der Gerechtigkeit, vom Schuldenerlass für die Völker der armen Welten; von Flüchtlingen und Fremden war die Rede, von Obdachlosen und vergewaltigten Frauen. Es ist nicht übertrieben: dieser Kirchentag war eine Gewissensbörse der Nation. Es waren alle Themen da, die das Leiden und das Glück der Menschen zur Sprache brachten. Man hätte ja auch sich selber feiern und in schöner Innerlichkeit bleiben können. Das Unglück und das Glück der Menschen kamen auf dem Kirchentag nicht hauptsächlich zur Sprache, weil die Christen, die dort waren, so großartig waren und so aufmerksam auf das Glück und das Leiden der Welt. Die alten Texte, Überlieferungen und die Träume, die die Kirche mit sich schleppt, haben die Christen nicht bei sich selber bleiben lassen. Es steht da etwas geschrieben vom Recht für alle. Es steht da etwas davon geschrieben, dass der Fremde wie einer aus dem eigenen Land behandelt werden soll; dass die Witwen und die Waisen geschützt werden sollten und dass in den Hungrigen und Verfolgten das Antlitz Christi selber aufleuchtet. So düngt diese Kirche das Gewissen der Welt mit ihren alten Geschichten vom Recht und der Aufmerksamkeit auf den geschändeten Christus. Die Bibelarbeiten etwa sind die wunderbaren Stellen auf dem Kirchentag, wo Menschen sich an die alten Lieder von der Freiheit und der Würde aller Menschen erinnern. Nicht hauptsächlich die Menschen sind gut, die sich da drei Tage versammeln. Der Ort ist gut, an dem in der alten Erinnerung gekramt wird; die Kirche ist gut, die die alten Bücher aufbewahrt und die sie jeden Sonntag zur Sprache bringt. Die Kirche bildet das Gewissen und die Herzen der Christen. Und wenn die Christen schwach und vergesslich sind - schlimm genug! -, ist immer noch diese Institution da mit ihrem Elefantengedächtnis. Die Kirche ist die Langfristigkeit des Geistes. Ich meine damit nicht nur die so genannte „ecclesia invisibilis“, die unsichtbare, eigentliche, wahre und unverdorbene Kirche. Ich meine vor allem die sichtbare Institution mit ihren Gottesdiensten, Bibelarbeiten, Kirchentagen, Akademien, diakonischen Einrichtungen, Friedensgruppen, Asylrechtsgruppen, Gebetsgruppen. Nein, ein einzelner ist überlastet mit der Aufgabe, Salz der Erde zu sein. Aber diese Kirche arbeitet mit ihren Gruppen, Einrichtungen und mit ihren Büchern am Gewissen und an der Vision der Menschen; sie ist Salz, und sie bringt den Boden der gegenwärtigen Gesellschaft dazu, Frucht zu bringen. Was, wenn es das alles nicht gäbe? Dann könnte man in ungestörter Gewissenlosigkeit schlafen, den Armen arm und den Flüchtling flüchtig sein lassen.

Spiritualität heißt Frömmigkeit und Aufmerksamkeit. Aufmerksamkeit: Wen nimmt unsere Kirche wahr? Von wem her denkt sie; entwirft sie ihre Theologie; formuliert sie ihre Gebete? Wen wählt sie in ihre Presbyterien und in die Synoden. Ist die Kirche die einfache Wiederholung einer bürgerlichen Mittelschicht? Kennt sie die ersten Adressaten des Evangeliums: die Armen, die Geschlagenen, die Fremden, die Entrechteten? Wo liegen die Leidenschaften dieser Kirche. Man kann beten, wenn man weiß, wofür man beten soll. Die Spiritualität dieser Kirche ist also nicht Entrissenheit und weltloses Versinken. Es ist Anwesenheit und Aufmerksamkeit. Sie ist nicht Feines und rein Geistiges; sie ist störungsanfällig und lumpig, weil sie auf die Straße geht; dahin also, wo die zu finden sind, die das Leben geschlagen hat. Ich wünsche uns eine Kirche, in der die Frömmigkeit kritisch ist und die Kritik fromm. Endlich sollen Leidenschaft und Frömmigkeit, Gebet und Empörung, Lob und rebellische Klage nicht mehr auseinanderfallen.

Nein, es geht der Kirche nicht um sich selber. Sie darf nicht entarten zu einem Verein, der um sich selbst besorgt und in sich selber verstrickt ist. Ihre erste Absicht kann nicht sein, Mitglieder zu werben und zu gewinnen. Viele Schwierigkeiten, kleinliche Konflikte, unwürdige Fragen kommen daher, dass die Kirchen nicht mehr im Blick haben als sich selber. Ihre Aufgabe ist es, Zeugnis abzulegen. Ich zitiere den Altbischof der Methodisten Walter Klaiber: "Erfolg ist keiner der Namen Gottes", soll Martin Buber gesagt haben. Das kann natürlich zur bequemen Ausrede für die werden, die sich scheuen, das Evangelium in einer Weise weiterzugeben, die einladend und ansprechend ist. Aber es kann auch eine wichtige Erinnerung daran sein, dass man Gottes Wirken nicht mit Statistiken messen kann. Das Evangelium ist keine Ware, die man mit allen Mitteln und unter jedem Preis unter die Leute bringen soll. Wer die Botschaft von der Liebe Gottes ... mit psychischem Zwang, wie z.B. der Verteufelung derer, die es anders verstehen, nahe bringen will, beschädigt die Botschaft selbst." Und Klaiber weiter: „Identitätssuche und Profilierung auf Kosten anderer gehört zu dem, was Paulus fleischlich nennt: die ängstliche Sorgen um die eigene Existenz, die diese um jeden Preis sichern will.“ (Walter Klaiber: Missionarische Ökumene. Wie Kirchen gemeinsam das Evangelium bezeugen können, in: Herder-Korrespondenz, 61(2007), 352-357) Es wird viel vom Protestantischen Profil geredet. Ist man zu viel auf der eigenen Spur und bedacht auf die Darstellung seiner selbst? Ist es nicht ein Problem, das die Protestanten sich aufdrängen lassen durch die Hochsaison, die der römische Katholizismus gerade hat, durch die *ecclesia visibilis et photographibilis*? Profilsuche ist normaler Weise nicht ein Zeichen von Souveränität und Selbstgewissheit. Wir müssen uns nicht beweisen durch unser Profil. Wir müssen nicht dauernd darstellen, dass wir wer sind. Das ist immer auch etwas kindisch. Vielleicht sollten wir den letzten Vers von Bonhoeffers Gedicht „Wer bin ich?“ beten lernen: „Wer bin ich? Einsames Fragen treibt mit mir Spott. Wer ich auch bin, du kennst mich, dein bin ich, o Gott.“

Das Salz düngt die Erde und macht sie fruchtbar. Das Salz macht Speisen schmackhaft. Zunächst klingen die jesuanischen Sätze wie eine reine Last: Ihr als Christen und Kirche habt zu stehen für die Fruchtbarkeit der Erde und der Gesellschaft! Das Salz aber macht das Essen wohlschmeckend und nimmt ihm seine Fadheit. Ein ästhetisches Moment ist genannt: der Wohlgeschmack! Dass von der Kirche gefordert ist, dass sie die Visionen vom Recht bewahrt; dass sie Lieder singen soll, in denen den Blinden das Augenlicht und den Lahmen ihr Tanz versprochen ist, das ist nicht nur Bürde und Aufgabe. Es macht das Leben schmackhaft. Die Zumutungen des Evangeliums machen unser Leben reicher und schöner. Das Evangelium lehrt zu wissen, wofür man lebt. Man kann leben, wenn man weiß, wofür man leben soll. Die große Lebensfadheit besteht darin, dass Menschen sich in sich selber erschöpfen; dass eine Gesellschaft keine andere Idee hat als sich selber, nichts anderes für heilig und wertvoll hält als sich selber. Der Mensch kann ein Leben nur für sinnvoll halten, wenn er sich selbst transzendiert. Sich selber genug sein, ist die höchste Form der Verblödung. Das gilt für den einzelnen, das gilt für die Kirche, das gilt für jedes Land. Sinn und damit Lebensgeschmack kann man nicht in sich selber finden. Und so sind die Zumutungen dieses Evangeliums nicht nur unsere Last, es ist Lebensreichtum und Lebensschönheit.

Die fremden Geschwister

Lassen Sie mich einige Sätze sagen zum Verhältnis des Christentums zu anderen Glaubensentwürfen! Die Grundgefahr religiöser Systeme ist, dass sie sich selber nicht endlich denken können. Sie sind immer in der Gefahr, sich selber Gottesprädikate zuzulegen: sie sind die allein se-

ligmachenden, außerhalb von ihnen gibt es kein Heil, sie sind die Wahren, und außerhalb von ihnen ist nur Lüge und Abfall. Ihre Gefahr ist, die Welt zu säubern von den Andersheiten. Der Zwang zur Einstimmigkeit lässt sie nur schwer Fremdheiten denken und dulden. Der Verlust der Endlichkeit ist der Verlust der Geschwisterlichkeit. Nur endliche Wesen sind geschwisterliche Wesen. Sich für einzigartig zu halten, heißt immer, bereit sein zum Eliminieren. Die Anerkennung von Pluralität ist die Grundbedingung menschlicher Existenz, so ungefähr hat es Hannah Arendt formuliert. Ich wünsche mir eine Kirche und religiöse Gruppen von radikaler Deutlichkeit, die ihre eigenen Traditionen, Geschichten und Lieder kennen und nicht verschweigen. Ich wünsche mir einen Glauben, der Gott unendlich sein lässt und der auf seine eigene Unendlichkeit verzichtet. Erst er ist fähig zum Zwiegespräch. Selbstverständlich ist eine solche Kirche eine Missionskirche. Mission heißt, zeigen wer man ist und was man liebt. Gesicht zeigen, heißt Gesicht gewinnen.

Ich wünsche uns den Mut zur Endlichkeit. Ich wünsche uns die Gnade der Endlichkeit. Sie erleichtert uns das Leben. Wir als Einzelne, wir als religiöse Gruppe, wir als Nation sind nicht die Garanten der Welt. Wir sind nicht der Grund des Lebens, das ist Gott, in ihm sind das Leben und die Wahrheit begründet. So können wir Fragment sein, auch als religiöse Gruppe. Welche Lebensleichtigkeit, dass wir nicht alles sein müssen. In uns muss nicht die ganze Wahrheit zu finden sein. An unserem Wesen muss die Welt nicht genesen. Ein Nazi-Satz hieß: Am Deutschen Wesen soll die Welt genesen. Welche Aggression mit solchen Sätzen verbunden war, haben wir in Erinnerung. Wir können uns als religiöse Gruppe die Freiheit nehmen, nicht absolut zu sein. Damit sind wir von der Last der Einzigartigkeit befreit. Und das ist dann zugleich der Lebensraum für andere; für andere Wahrheiten, andere Lebensentwürfe, andere Hoffnungen. Ich bin einer unter vielen, mein Glaube ist einer unter vielen, mein Land ist eines unter vielen. Das drückt nicht meinen Mangel und meine Geringfügigkeit aus. Alle Lebensdialekte stammen von der einen Grundsprache des Lebens. So gilt beides: Der andere Glaube ist anders als meiner, und ich kann ihm seine Andersheit lassen. Er ist mir gleich, denn wir haben den gleichen Ursprung des Lebens. Andere Lebensentwürfe, andere Hautfarben, andere Religionen brauchen also nicht auf dem Altar meiner Einzigartigkeit geopfert zu werden. Die Menschen im anderen Glauben sind meine Geschwister - Menschen wie ich und Menschen anders als ich.

Das Bewusstsein der eigenen Endlichkeit als Freiheitsbewusstsein, die Gelassenheit und die Gewaltlosigkeit dem anderen Leben gegenüber stammen aus der Gewissheit, dass man selber nicht nichts ist. Die Güte hat uns ins Leben gerufen und uns unsere Wahrheit geschenkt. Ich vermute, dass Toleranz nur da gelingt, wo man sich seiner selbst halbwegs gewiss ist. Man muss wissen, woher man kommt und wer man ist; man muss die eigenen Geschichten und die eigenen Lieder kennen. Es gibt eine hinfällige Toleranz, die aus resignativer Selbstschwäche entsteht; die aus dem Bewusstsein entsteht, es rentiere sich nicht, gegen etwas zu sein, weil man sich selbst verschwommen ist und weil man verzweifelt ist an der Erkennbarkeit der Wahrheit. Eine auf andere wirklich bezogene, eine dialogische und starke Toleranz setzt Lebensgewissheit voraus; setzt also voraus, dass man sich selber kenntlich ist. Zur dialogischen Toleranz gehören Partner, die voneinander verschieden sind, die Eigentümlichkeiten haben und deren Grenzen erkennbar sind. Der symbiotische Wunsch, alle Grenzen niederzureißen unter Verleugnung aller Unterschiede zerstört die Dialogfähigkeit. Man muss jemand sein, um sich zu jemandem verhalten zu können. Auch das freundlichste Un-Wesen ist in der Gefahr, ein Unwesen für die anderen zu werden.

Wir sind nicht alles, wir sind endlich als Christen, als Jüdinnen, als Muslime und als Buddhistinnen. Wir sind nicht alles, aber wir sind lebendiger Teil von allem, und wir sind wahrheitsfähig. Aus dieser Gewissheit müsste man eines können: streiten! Ökumene heißt nicht die geglückte

Selbstliquidation in ein Allgemeines. Wir sollen nicht in ein blosses Allgemeines von Gesinnung, Lebensauffassung und Expression verschwimmen. Der Dialog soll jedem zu seiner geläuterten Eigentümlichkeit verhelfen. Ökumene heißt nicht nur, dass ich geduldet bin mit meiner Wahrheit, sondern dass ich nicht im Stich gelassen werde von der Wahrheit der anderen. Ich bin Fragment, ich weiß etwas, aber ich weiß nicht alles. So brauche ich die Korrektur und die Ergänzung durch die Wahrheit der anderen. Dialogische Ökumene, wenn sie nicht verzweifelt und wahrheitsdefätistisch ist, sucht den anderen auf, sie lernt und lehrt. Die Wahrheit entsteht und kommt voran im Gespräch der Geschwister. Sich selber sowohl für wahrheitsfähig als auch für irrtumsfähig zu halten; die anderen sowohl für wahrheitsfähig als auch für irrtumsfähig zu halten, das ist eine Eigenart dialogischer Ökumene. Wo man ins Gespräch kommt, da stoßen Wahrheiten und Irrtümer aufeinander, da gibt es Auseinandersetzungen, da gibt es Streit. Der Streit ist ein Mittel, die Wahrheit zu ermitteln, aber nur unter der Bedingung, dass Menschen ihn austragen, die strikt auf Gewalt verzichten. Wir leiden nicht nur an Intoleranz, wir leiden auch an Harmoniediktaten und an Einigkeitssüchten, die die Wahrheit vernachlässigen. Der Streit verträgt das Licht der Öffentlichkeit, wo auf Gewalt verzichtet wird und wo nicht Schmähung, sondern Verständigung Ziel sind.

Die Duldung der fremden Gäste

Lassen Sie mich eine kleine Geschichte erzählen! Vor einiger Zeit musste ich einen Mann beerdigen, der in einem sehr unkirchlichen Kontext lebte. Alle waren erstaunt darüber, sogar seine Familie, dass dieser Mann noch in der Kirche war. Er war katholisch. Da ich wusste, dass fast niemand von den Trauergästen in der Kirche war, leitete ich die Feier so ein: „Ein Mensch, den Sie verehrt und geliebt haben, ist gestorben. Wir wünschen ihm in diesem Gottesdienst das, wofür wir selber nicht stehen können: dass ihr Leben und ihr Tod aufgehoben sind im Schoße Gottes. Wir tun es in der alten Sprache, die für wenige von Ihnen Muttersprache ist, den meisten ist sie fremd. Einige erinnern sich noch und sind halb in ihr beheimatet. Es ist die Sprache, die gewaschen ist mit den Tränen und den Wünschen der Toten, die sie vor uns gesprochen haben. Der Tote hatte sich nie ganz verabschiedet von dieser Sprache. Ich lade Sie ein, für eine Stunde Gast in dieser Sprache zu sein, auch wenn sie Ihnen fremd ist. Legen Sie für den Toten die Masken der Hoffnung an und singen Sie - vielleicht mit fremder Stimme - die Lieder, sprechen Sie den Psalm und beten Sie das Vaterunser! Lassen Sie uns nicht auf unserer kärglichen Stummheit bestehen, sondern ausgreifen bis in das Land des Glücks, in dem die Wunden geheilt und die Toten geborgen sind! Spielen Sie für eine Stunde diesen Glauben, auch wenn ihr Herz nicht mitkommt!“ Am Ende sagte mir ein nachdenklicher Teilnehmer: „Ich habe meine Glaubensmaske wieder abgelegt. Ich danke Ihnen dafür, dass Sie sie mir für eine Stunde geliehen haben.“ Auch das ist Mission - die Masken des Glaubens und der Hoffnung auf Zeit zu verleihen.

Manchmal borgen sich Menschen für einen Tag oder oder vielleicht für eine Stunde unsere Sprache aus. Wir sind nicht die Meister ihres Glaubens, und wir haben diesen Glauben auf Zeit zu ehren und ihm zu dienen. Eine der Aufgaben der Kirche ist es, mit ihrer Sprache, mit ihren Gesten, mit ihren Räumen und Zeiten zur Verfügung zu stehen, wenn Menschen uns brauchen. Zum Beginn des Golfkrieges oder am 11. September 2001 oder bei der großen Flut in Asien waren die Kirchen in Hamburg voll. Menschen sind auf Zeit Gast in einem Haus, das ihnen nicht gehört und in dem sie nicht zuhause sind. Sie leihen sich Sprache, Räume, Zeiten und Gesten für die Not oder das Glück ihres Herzens. Sie brauchen das Haus, aber sie wollen dort nicht zuhause sein. Sie wollen, dass wir uns nicht verleugnen. Sie wollen nicht, dass wir die Sprache und die Gesten zu Tode erklären. Sie wollen in ein fremdes Haus gehen. Vielleicht ist diese Sprache überhaupt nur in ihrer Fremdheit für sie zu sprechen und zu ertra-

gen. Sie wollen nicht, dass es ihre Sprache ist und dass sie ihnen auf den Leib zugeschnitten ist. Die Fremdheit lässt ihnen Distanz und Ambivalenz. Sie sind in einem Haus, und es schützt sie auf Zeit, aber sie sind nicht zuhause und sie wollen dort nicht zuhause sein. Sie spielen die Clowns der Hoffnung in einer fremden Sprache. Man kann Fremdes manchmal besser verstehen und annehmen als immer schon Verstandenes und immer schon Gewusstes. Es ist schon erstaunlich, was Menschen heute alles annehmen, obwohl es nie in ihrer Tradition gelegen hat. Soll man vielleicht sagen, weil es nie zu ihrem Traditionsbestand gehörte? Wir sind nicht die Meister des Glaubens dieser Menschen, aber wir können - mit Paulus gesprochen - Diener in ihrer Freude und in ihrem Unglück sein. Mission heißt, Gastfreundschaft üben und nicht neidisch darüber sein, dass die Menschen nicht für immer bleiben und Vollmitglieder sind. Es gibt andere Wege des Geistes als unsere eigenen.

Wir Alten haben es wohl mit einem neuen Selbstverständnis zu tun, an das wir uns erst gewöhnen müssen. Menschen in meiner Jugend waren Nesthocker. Sie blieben, in der Religion, die sie ererbt hatte; in den Ehen, die sie geschlossen haben; am Ort, an dem sie geboren waren; in der Schicht ihrer Eltern; in dem Beruf, den sie einmal erlernt hatten. Wir sind selber Zugvögel geworden und haben es mit Zugvögeln zu tun. Die Signatur dieser Existenz ist Zeitweiligkeit, Wechsel, Doppelsexistenzen. Zeitweilig: Man glaubt auf Zeit, hat seinen Beruf auf Zeit, hat vielleicht sogar seine Ehe auf Zeit (wie Frau Pauly vorschlägt). In meiner Jugend hatte man alles lebenslänglich. Doppelsexistenz: Ich kenne den Theologiestudenten, der aus der indianischen Schwitzhütte kommt, das theologische Seminar besucht, auf seinen Luther schwört, die Fronleichnamprozession besucht und am Abend noch ein Seminar über die Mystik der Sufis besucht. Es ist erstaunlich, welche biographischen und religiösen Karrieren schon junge Menschen haben. Alles hat seinen Preis, die Nesthockerexistenz und die Zugvogelexistenz. Wir können uns die Menschen, mit denen wir umgehen, nicht aussuchen. Sie sind, wie sie sind. Wenn man mit Menschen, vor allem auch mit sich selber umgeht, braucht man viel Humor und wenig Zwang.

Was aber wird aus uns Christen, wenn wir das Geheimnis in die Öffentlichkeit tragen? Bleiben wir noch deutlich oder verlieren wir Kontur - vor uns selber und vor den anderen, wenn wir die Sprache aus dem Arcanum nehmen und in die Fremde tragen? Ich vermute, je deutlicher wir selber sind als Christen, als Pfarrerinnen, als Lehrerinnen, als Kirchenvorsteher, um so eher können wir undeutliche Gäste ertragen. Je mehr wir unsere Traditionen nicht nur kennen, sondern sie lieben gelernt haben als Geschichten der Freiheit und der Schönheit; je mehr wir sie uns angeeignet haben und wir spirituelle Menschen sind, um so mehr können wir furchtlos verteilen, was wir haben, und zeigen, wer wir sind. Je unsicherer wir sind, um so stärker üben wir uns in der Kunst der Selbstverbergung.

Ich spreche immer wieder von der Deutlichkeit und Kenntlichkeit der Kirche. Ich möchte der Deutlichkeit ein anderes Wort hinzufügen: Keuschheit. Es gibt eine Entwertung des öffentlichen Raums, eine konzentrierte Form organisierter Umweltkriminalität und eine Sichtverschmutzung durch Reklame. Wenn ich durch eine Stadt gehe, kann ich nicht frei entscheiden, ob ich diesen oder jenen Schwachsinn propagierter Produkte ansehen will. Ich bin gezwungen zu sehen, mein Blick ist gefangen. Diese Art von Öffentlichkeit wünsche ich der Botschaft des Evangeliums nicht. Das Evangelium soll nicht an die Blickindustrie verkauft werden. Es ist zu schade dazu. Wenn man etwas liebt, zeigt man es, das ist wahr. Aber man verbirgt auch das Herz und trägt es nicht vor jedermann auf der Zunge. Lassen Sie mich ein Beispiel nennen. Ich freue mich, wenn ich einem Auto begegne, das einen Fischeaufkleber hat. Es ist eine Art Wiedererkennen eines Menschen, den ich nie gesehen habe, der aber dieselbe Hoffnung hat. Das Zeichen ist diskret. Es offenbart und verhüllt zugleich. Weniger lieb ist es mir, wenn es mir von jedem Heckfenster entgegen schreit: „Jesus liebt dich!“ Oder: „Hast du heute schon gebetet?“ Christus zu bezeugen, hat nichts mit geistlicher Schamlosigkeit zu tun. Alles und jederzeit zu veröf-

fentlichen, ist eine Zerstörung der Öffentlichkeit.

Die neue Religiosität

Die Kirche wird kleiner werden, und die Frage nach Religion stellt sich in vielen neuen Gestalten, und zwar vor allem in den hochsäkularen Regionen. „Alle Religionen wachsen im weltweiten Kontext.“ (EKD-Studie Gott in der Stadt) Die Sehnsucht nach Gott finden wir in vielen verummten Gestalten, etwa als Frage nach dem Sinn des Leids, dem Ziel des Lebens, der Möglichkeit des Rechts. Schon lange nicht mehr haben sich Intellektuelle und Nicht-Theologen so sehr mit Religion auseinandergesetzt. Das Theater beschäftigt sich mit religiösen Themen. Die 7 Hauptsünden werden dramatisiert und die 10 Gebote. Das Theater in Magdeburg, bisher religiös unverdächtig, führte „Das Käthchen von Heilbronn“ auf und erbittet einen Vortrag darüber, was Christen unter Himmel verstehen. In der Diskussion der Stadtarchitekten werden die Kirchen als symbolische und zentrierende Orte neu diskutiert. Der Aufbau der Dresdener Frauenkirche und ihre Einweihung hat viele Millionen vor den Fernseher gelockt. Die an vielen Stellen eingeführte „Lange Nacht der Kirchen“ findet Beachtung. An den „Transitpunkten der Existenz“ (EKD-Studie) werden religiöse Räume errichtet: die Räume der Stille auf Flughäfen, auf Bahnhöfen und an Autobahnen. Kirchliche Großereignisse werden besonders beachtet (besonders wenn sie bunt und ins Bild zu bringen sind. Da haben die Katholiken es besser und wir Protestanten es schwerer mit unserer unerotischen kirchlichen Kleidung. Aber ich muss gestehen, dass ich stolz bin, auf die unverführerische protestantische Kargheit). Nein, die Leute kommen nicht mit Haut und Haar in die Kirche, aber sie leihen sich Texte, Ideen, Bilder, Räume, Zeiten, Gebräuche. Die Kirche ist auch der Theaterfundus einer religiös armen Kultur. Warum nicht? Manchmal kommt der Geist auf dem Weg der Verkleidung.

Ich will ein Beispiel eines solchen Ausleihverfahrens nennen. Das Theater in Bremen führt „Die Zehn Gebote“ nach Krzystof Kieslowski auf. Sie bitten darum, dies im Bremer Dom tun zu können. Es ist ein hartes, anklagendes und hoffnungsarmes Stück. Die Domgemeinde lehnt nach anfänglicher Zusage und nach vielen Protesten ab. Der Dom soll ein Ort des Trostes, der Stille und der Anbetung bleiben. Schließlich erklärt sich eine andere Kirche bereit, den Schauspielern Gastrecht in ihrer Kirche zu geben. Auch da kommt es zu einem harten Konflikt. Ich frage einen der Schauspieler, warum sie mit ihrem Stück unbedingt in eine Kirche wollen. Er: „Wir können nur entlarven und anklagen. Eine andere Sprache haben wir nicht. Aber wir brauchen eure Kirche, damit sie uns widerspricht. Der Raum der Kirche besteht darauf, dass es mehr zu vermuten gibt, als wir sagen können.“ Ein wundervoller Satz: Widersprecht ihr Christen uns in unserer Hoffnungslosigkeit! Tut es mit euren Räumen und Gesten, mit euren Texten und Liedern. Glaubt und lasst uns zusehen, wie ihr glaubt! Zu viel mehr bringen wir es im Augenblick selber nicht. Aber vielleicht können wir anfangen, euch euren Glauben zu glauben. Das heißt Zeugenschaft: den Fremden den eigenen Glauben leihen, selbst wenn sie ihn nur für Augenblicke oder Stunden ausleihen; selbst wenn sie sich nur Splitter davon ausleihen. Wir haben kein Recht auf dem „Alles oder nichts“, auf dem „Ganz oder gar nicht“ zu bestehen. Wir haben zur Verfügung zu stehen. Das ist Mission.

Ich fasse noch einmal die Aufgaben der missionarischen Kirche zusammen:

Die Kirche soll Gott loben. Wenn ich ängstlich wäre, würde ich befürchten, dass die Kirche nur das tut, was sich nach außen rechtfertigen lässt und was allen einleuchtet; nur das sagt, womit sie der säkularen Gesellschaft schmackhaft ist. Das heißt: sie würde den Namen Gottes verschweigen.

Die Kirche soll das Recht ehren. Wenn ich ängstlich wäre, würde ich befürchten, dass die Kirche, wo ihr die gesellschaftliche Akzeptanz verloren geht, sich eifrig bemüht, politisch unauffällig zu werden und ihre prophetische Aufgabe zu vernachlässigen.

Die Kirche soll Gesicht zeigen. Wenn ich ängstlich wäre, würde ich vermuten, dass der Kirche der Stolz abhanden kommt, sich öffentlich zu zeigen. Sie könnte zu einer kleinen Gruppe von selbstvergewisserten Menschen werden, die nur noch nach innen denkt und nicht mehr wahrnimmt als sich selber.

Wen man liebt, dem sagt man eine bessere Zukunft voraus, als er vielleicht haben wird. Und weil ich die Kirche liebe - nicht nur das Christentum, darum sage ich: Die Kirche wird nicht sterben, sie wird sich verwandeln. Was wir erleben, sind die Geburtsschmerzen einer gereinigten Kirche. Aber auch der Geburtsschmerz ist ein Schmerz. „Eine Frau, wenn sie gebiert, hat Schmerzen, denn ihre Stunde ist gekommen. Wenn sie aber das Kind geboren hat, denkt sie nicht mehr an die Angst um der Freude willen, dass ein Mensch zur Welt gekommen ist.“ (Johannes 16, 21)